

Ruth Finckh: Das Wolkenboot

Nee, Ruth, das geht doch heutzutage überhaupt nicht mehr. So ne gemütliche Erzählerfigur, die sich am Anfang der Story breitmacht und Sätze von sich gibt wie „Lieber Leser, die folgende Geschichte mag vielleicht ein wenig unglaubwürdig erscheinen, doch ich versichere dir... blabla“. Das ist doch Neunzehntes Jahrhundert. Pur!

Ja, schon. Aber es hat auch seinen Reiz. Man könnte so die Grenze zwischen den verschiedenen Realitätsebenen verwischen.

Was soll das denn jetzt heißen?

Na ja, wir, die Autoren, sind real. Die Figuren in der Geschichte sind erfunden. Und dazwischen gibt es eben einen halb-erfundenen Erzähler.

Quatsch. Moderne Stories brauchen sowas nicht. Die erzählen sich gewissermaßen selbst, ohne Schnickschnack.

Aber gibt es nicht auch in modernen Geschichten einen versteckten Erzähler, der die Aufmerksamkeit auf bestimmte Ereignisse lenkt? Es wär doch interessant, wenn er sich mal zu erkennen gäbe und dem Leser gewissermaßen aus der Geschichte heraus an wichtigen Stellen zuwinken würde. So ähnlich wie ein Schauspieler, der mit seiner Freundin verabredet, in besonderen Momenten auf der Bühne ein blaues Tuch aus der Tasche zu ziehen, egal welche Rolle er gerade spielt.

Ein blaues Tuch? Jetzt spinnst du aber wirklich, Ruth.

Nein, diesmal will ich nicht unsichtbar bleiben. Denn ich bin doch immer dabei, selbst in solchen Geschichten, die vorgeben, sich ganz von alleine zu entfalten. Ich, der Erzähler! Ich tauche heimlich in verschiedenen Gestalten auf – immer. Denn wer Geschichten schreibt, braucht einen Helfer, um euch Lesern im unwegsamen Wald der Wörter den Weg zu zeigen. Meistens ist es dem Schreiber ganz lieb, wenn ihr nichts davon bemerkt, damit ihr vertrauensvoll den Pfaden folgt, die er für euch vorgesehen hat. Aber diesmal sollt ihr mich erkennen, denn ich werde euch behutsam zuwinken – mit einem blauen Tuch. Hört zu, hier beginnt die Geschichte:

Wasserdampf quoll hoch, als Susanne die Spülmaschine öffnete. Es roch nach künstlichen Duftstoffen, unterlegt mit einem Rest der Knoblauchsauce vom Mittagessen. Sie rümpfte die Nase und seufzte. Einräumen. Ausräumen. Einräumen. Aufräumen. Putzen. Aufräumen. Das Leben schien aus nichts anderem mehr zu bestehen. Dabei hatte sie sich so sehr darauf gefreut, eine Familie zu haben. Die ersten Jahre waren auch aufregend gewesen. Ein Abenteuer voll von neuen Eindrücken und ersten Malen. Aber nun, nach der Geburt von Luca, war der Reiz aufgebraucht. Zum zweiten Mal nachts aufstehen, Windeln wechseln, Brei kochen. Die Krabbelgruppe, die früher eine so nette Abwechslung geboten hatte: langweilig. Der Babyschwimmkurs: lästig. Die Familienfotos: hässlich.

Stefan gab sich alle Mühe, kein Zweifel, aber die meiste Zeit verbrachte er dann doch vor dem Computer oder in seinem Büro bei der Sparkasse. Kino- oder Restaurantbesuche zu zweit gab es sowieso schon lange nicht mehr. Wie auch, ohne diensteifrige Oma oder Geld für den Babysitter? Susanne wischte sich über die Augen. Ihr Gesicht war feucht. Sicher nur der Dunst aus der Spülmaschine, dachte sie. Zum Heulen gab es wirklich keinen Grund.

Als die Küche fertig aufgeräumt war, wickelte sie Luca, legte ihn in die Babykarre und spazierte die Straße hinunter ans Weserufer. Die Sonne stand hoch am diesigen Sommerhimmel, die Straßencafés waren voll besetzt. Vor der Eisdielen *Giovanni* polierte eine Kellnerin die Fensterscheibe mit einem blauen Tuch. Sie winkte Susanne strahlend zu und rief: „Heute ist ein

besonderer Tag!“ Ein merkwürdiger Gruß von einer Fremden, fand Susanne. Doch irgendwie fühlte sie sich ermutigt.

An der Flusspromenade wehte ein leichter Wind. Sie strebte auf ihre Lieblingsbank am Ufer zu, parkte die Babykarre im Schatten eines Holunderbusches und machte es sich bequem. Sie versuchte, den kleinen Ausflug zu genießen, das warme Holz der Bank zu spüren und auf das Glucksen des Wassers zu hören. Doch es wollte ihr nicht gelingen. Früher hatte sie es oft geschafft, sich selbst Geschichten zu erzählen, um sich von Angst und Traurigkeit zu befreien. Auch jetzt versuchte sie es damit, doch die Erzählung von einer glücklichen jungen Mutter heiterte sie überhaupt nicht auf. Vielleicht musste sie ihre Phantasie mehr anstrengen?

Was wäre, wenn ... die Weser ihre Richtung plötzlich ändern würde? Nein, das war noch nicht abenteuerlich genug. Vielleicht könnte gleich um die Kurve am Campingplatz ein riesiger Wasserfall entstehen? Susanne erinnerte sich an ihre Hochzeitsreise, an die Niagarafälle, ihr besonderes dumpfes Brüllen, an die kleinen Vögel, die durch die Wasserschleier tauchten und an die Wolken aus Dunst. Kalte, belebende Feuchtigkeit, keine müffelnde Wolke wie aus der Spülmaschine.

Ein Summen und Tosen lag plötzlich in der Luft. Hinter dem Holunderbusch stieg ein Nebel auf – zuerst zart und durchsichtig, dann immer kräftiger und weißer. Lautlos drang er durch das Laub, breitete sich aus, ballte sich in der Höhe zu seltsamen Formen. Susanne lehnte sich auf der Bank zurück. Eine merkwürdige Ruhe erfüllte sie, fast Erleichterung. In ihren Gedanken formte sich der Satz „Das Wolkenboot wird kommen“, ohne dass sie wusste, woher er stammte oder was er bedeutete.

Der Dunst hinter dem Holunder nahm tatsächlich die Gestalt eines Schiffes an. Langsam wurde ein Mast erkennbar, ein duftiger Schleier wuchs zum Segel. Selbst eine Mannschaft schien an Bord zu sein: Schattenhafte Gestalten huschten auf Deck hin und her. Einer der Matrosen beugte sich über die Reling und winkte mit einem schimmernden blauen Nebelfetzen zu Susanne herunter. Sie verstand sofort, erhob sich ohne einen Blick auf die Babykarre und umrundete den Holunderbusch. Sofort schloss die kühle Feuchtigkeit der Wolke sie ein, drang mit jedem Atemzug in ihre Lunge und sandte ein wildes Prickeln durch ihre Adern. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte sie sich lebendig.

Das Wolkenschiff legte ab. Susanne stand mit dem Schattenmatrosen an der Reling und sah auf den Wasserfall hinab, der die ruhige Weser hinter Gieselwerder in einen schäumenden Abgrund stürzen ließ. Immer kleiner wurden unter dem Kiel die bewaldeten Hänge, bald riss der Himmel auf und vor dem Schiff lag ein Ozean von strahlendurchzogenem Blau. Offene Horizonte, weiter als alles, was Susanne je geträumt hatte. Die feuchten Taue knarrten, während ihr die Seeleute zeigten, wie sie beim Aufziehen der Segel anpacken sollte.

Gegen Abend braute sich ein Sturm zusammen. Die Luft wurde eiskalt, unberechenbare Böen schleuderten das Schiff herum. Ein Vogelschwarm umzog kreischend die Segel. Kleine, schwarze Körper mit nassem Gefieder prallten gegen den Mast und stürzten leblos auf Deck. Susanne spürte keine Angst, nur wilde Freude an diesem Übermaß von Freiheit, Nacht und Kälte. Doch sie fror in der sternklaren Dunkelheit. Irgendwann legte der Schattenmatrose ihr schützend das blaue Nebeltuch um die Schultern. Als er über ihre Haut strich, stieg das lebendige Prickeln wieder in ihr auf. Es erfüllte sie schließlich ganz und schlug über ihr zusammen. Sie schloss die Augen, lehnte sich in den Schattenmatrosen hinein und ließ sich von ihm aufnehmen.

Als die Morgendämmerung in ein glasiges Weiß überging, kam Susanne zu sich. Sie lag im blassen Sonnenlicht auf Deck, den Rücken an den Mast gelehnt. Ihre Haut war von einer dünnen Eisschicht überzogen, die knisternd aufsprang, als sie sich bewegte. Die Schattenmatrosen waren verschwunden. Es war Zeit, zurückzukehren.

Mit einem einzigen kühnen Gedankenschwung warf sie den Anker aus und das Schiff machte wieder fest an Sommermittag und Holunderbusch. Sie ging an Land. Luca quengelte leise in seinem Wagen, bis sie sich über ihn beugte und ihn streichelte. Die alte Kinderkarre mit ihrem Verdeck und der rundlichen Form ähnelte einem Boot, das war ihr noch nie richtig aufgefallen. Sie holte tief Luft und packte den abgewetzten Schiebegriff. Energisch drehte sie den Wagen in eine andere Richtung und schob ihn auf den holperigen Weg am Ufer, den sie noch nie ausprobiert hatte. Luca genoss die ungewohnte Bewegung. Er hörte auf zu quengeln, lachte und streckte neugierig die Arme aus. In der Faust hielt er sein blaues Kuscheltuch. Leb wohl, lieber Leser – und entscheide diesmal selbst, ob du der Spur der blauen Tücher folgen möchtest oder anderen Pfaden, die du vielleicht selbst entdeckt hast. Denn die Autorin und ich, der Erzähler, wir sind nicht immer die besten Reiseleiter durch den Wald der Wörter...

Na ja, Ruth, die Geschichte ist ganz nett, aber den Rahmen find ich völlig überflüssig. Ich hab ihn sowieso während der Erzählung ganz vergessen. Jetzt sei doch nicht gleich beleidigt! Was soll denn das? Du kannst doch nicht mitten in der Diskussion aufstehen und weglaufen, bloß weil wir mal anderer Meinung sind?? Wie – draußen ist es neblig und du musst nach deinem Kleinen sehen? Was redest du denn da? Schaut euch das an. Die hört überhaupt nicht mehr zu. Jetzt schlüpft sie in ihren Mantel und legt ein Kopftuch um. Ein blaues, na klar. Ich glaub, jetzt spinnt sie wirklich.